

Tom Liehr

Freitags bei Paolo

Roman



Tom Liehr

Freitags bei Paolo

Roman





Über das Buch

Als sich Marie de Bruijn und Clemens Freitag auf einer langweiligen Millenniums-Silvesterparty kennenlernen, ist es eine schicksalhafte Begegnung. Die pragmatische, kluge und attraktive angehende Juristin und der hübsche, etwas schüchterne Systementwickler mit dem parodistischen Talent werden an diesem Abend quasi zum Jahrtausendpaar. Bei Paolo, in dem kleinen italienischen Restaurant, in das sie von der schrecklichen Party fliehen, küssen sie sich zum ersten Mal. Und beide haben sofort das Gefühl: Das hier könnte für immer sein. Einundzwanzig Jahre und genau tausend Freitage später. Marie und Clemens sind seit zwanzig Jahren verheiratet; Marie hat Clemens' Nachnamen angenommen, weshalb sie nun Marie Freitag heißt. Zu Beginn ihrer Beziehung haben sie sich geschworen, dass sie es beenden werden, wenn ihre Liebe in Routine erstarrt, und dieser Tag scheint nun gekommen. Marie und Clemens beschließen, sich zu trennen, auch, um das zu tun, was sie sich lange versagt haben – und begreifen bald, wie schwierig und herausfordernd das Leben ohne den anderen ist.

Über Tom Liehr

Tom Liehr war Redakteur, Rundfunkproduzent und DJ. Er lebt in Berlin.

Im Aufbau Taschenbuch sind seine Romane »Radio Nights«, »Idiotentest«, »Stellungswechsel«, »Geisterfahrer«, »Pauschaltourist«, »Sommerhit« und »Leichtmatrosen« lieferbar.

Mehr Informationen zum Autor unter www.tomliehr.de.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlage.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Tom Liehr

Freitags bei Paolo

Roman

 aufbau *digital*

Inhaltsverzeichnis

Titelinformationen

Informationen zum Buch

Newsletter

Motto

Widmung

Teil 1: — Tausend Freitage

Der letzte Freitag des Jahrtausends

Freitag, morgens — Tag eins

Freitags Nachbarn

Bollo Freitag

Freitags Antrag

Freitags nie

Freitags Kindergarten

Freitags Urlaub

Freitags Samstag

Frag Freitag

Ausnahmefreitage

Endlich Freitag

Freitags Abend

Freitags Herausforderung

Freitags Parteitag
Normale Freitage
Freitag, der Dreizehnte
Freitags bei Paolo

Teil 2: — Zehn Freitage

Rufe aus der Vergangenheit
Häuser und Wohnungen
Lüneburg, eins
Lüneburg, zwei
Lüneburg, drei
Heimkehr
Scheißesturm
Kompromisse
Weiße Mäuse
Keine Herzchen

Epilog eins: — Ein Jahr später

Epilog zwei: — Fünfzehn Jahre später

Epilog drei: — Noch ein Jahr später

Was wurde aus ...

Und ausserdem:

Impressum

Wer von diesem Roman begeistert ist, liest auch ...

What If This Is All The Love You Ever Get?

SONGTITEL AUF DEM ALBUM »WILDNESS« (2018)

DER BAND SNOW PATROL

Warum soll's uns auch anders gehen

Als dem Rest der Welt

Nach dem ersten »Ich liebe Dich«

Sind die Tage gezählt

»STRASSE« VON RIO REISER,

AUF »HIMMEL UND HÖLLE« (1995)

MÖBIUS RECORDS

Für meinen Freund Tommy,
obwohl er ein Fischdieb ist.

Oder weil.

Ja, weil.

Teil 1:

Tausend Freitage

Der letzte Freitag des Jahrtausends

Von allen Silvesterpartys, die es in Berlin zum Anlass des bevorstehenden Jahrtausendwechsels gab, war Clemens auf die langweiligste geraten. Das lag keineswegs daran, dass es zu wenige Angebote gegeben hätte – es waren im Gegenteil eher zu viele gewesen. Wenn er es sich hätte aussuchen können, und eigentlich *hätte* er es sich aussuchen können, dann wäre er mit seinem besten Freund Teddy am Abend dieses Freitags nach Mitte gefahren, wo in irgendeinem extrem angesagten Club eine gigantische Party stattfand, für die Teddy wunderbarerweise VIP-Karten hatte. Dort hätten sie getanzt und getrunken, gefeiert und geflirtet, von Freitagabend bis Sonntag früh, denn dieses einmalige Silvester eröffnete nicht nur ein neues Jahr, Jahrhundert und Jahrtausend, sondern mündete auch noch in ein Wochenende. Sie wären am Sonntagabend völlig geschafft, aber glücklich und ohne jeden Zweifel um mehrere neue Bekanntschaften reicher heimgegangen. Denn so lief das immer, wenn Clemens und Teddy unterwegs waren: Die weiblichen Menschen kamen auf sie zu, weil sie magnetisch von Clemens angezogen wurden, und Teddy war es, der sie dazu brachte, bei ihnen zu bleiben.

Aber vor zwei Wochen hatten ihn Judith und Karl eingeladen, hatten in ihrem Büro vor ihm gestanden wie Kinder, die

beim Scheißebauen erwischt worden waren, hatten ihn mit traurigen Augen angeschaut und im Chor gefragt: »Aber du, lieber Clemens, du kommst doch zu unserer Millenniumsparty?« Obwohl sie es nicht ausgesprochen hatten, war da ein »wenigstens« – *wenigstens du kommst doch* – zwischen den anderen Worten zu hören gewesen, verbunden mit der Botschaft, es würde in erster Linie von ihm abhängen, ob die Party ein Erfolg oder Desaster werden würde, aber die Katastrophe stünde von vorneherein fest, käme er überhaupt nicht. Mit solchen Situationen konnte Clemens nicht gut umgehen, denn er ertrug das Gefühl nicht, derjenige zu sein, der jemandem den Spaß verdarb, vor allem, wenn sich diese Person *besonders viel Mühe* gegeben hatte. Deshalb sagte er zu häufig Ja, weil er Menschen gegenüber, die er sehr mochte, ein schlechter Lügner war und weil er beim Ausreden kläglich versagte. Und weil er die Person unmöglich kränken konnte, die sich da *besonders viel Mühe* gegeben hatte. Die Enttäuschung und Traurigkeit, die er sonst stellvertretend empfand, schaffte ihn tagelang.

Er kannte Judith und Karl seit sechs Jahren, als sie ihren ersten Laden eröffnet und für ihr Geschäft eine Software gesucht hatten. Über persönliche Empfehlungen waren sie

an ihn geraten, und jetzt, mit der dritten neu eröffneten Filiale von *MBF – Meine BioFarm* bildete das von ihm geschaffene Warenwirtschaftssystem das Herz der Logistik des Biolebensmittel-Discounters, der auf dem besten Weg war, ein richtiger kleiner Konzern zu werden. Die beiden hatten Clemens schon bei ihrer ersten Begegnung das Du angeboten, aber nicht, weil das bei ihnen so üblich war, sondern weil sie seine Freundschaft aktiv suchten, um ihn an sich zu binden. Er mochte die beiden durchaus auch. Sie waren ihm sympathisch, und er fand sie auf ihre Weise originell, er mochte ihr Geschäftskonzept, und sie waren gute Kunden von ihm, aber die Entscheidung, diese Einladung anzunehmen, hatte er, seit er im Büro der beiden »Ja, klar, gerne« auf Judiths Frage genuschelt hatte, mehrere Dutzend Male bereut. Nicht zuletzt in dem Moment, als ihm an diesem besonderen Freitagabend eine heillos overdresste und überschminkte Hausherrin die Tür zur gewaltigen Dachgeschosswohnung in Berlin-Friedenau geöffnet, sich umgedreht und in die Wohnung hinter sich »Jetzt kann es losgehen, unser lieber Clemens ist da!« gerufen hatte.

Judith war mit bemerkenswertem Abstand die unattraktivste Person, die Clemens kannte. Sie sah aus wie eine keimende Kartoffel, auf die ein Kind mit Filzer ein Frauengesicht gemalt und an der es anschließend aus

Kugelschreiberfedern eine Lockenfrisur montiert hatte. Das hinderte die Gute allerdings nicht daran, sich selbst für eine unwiderstehliche Charmegranate auf zwei Beinen zu halten. Judith war, wenn sie nicht gerade Geschäfte machte, worin sie meistens brillierte, überwiegend damit beschäftigt, männlichen Singles aller Altersgruppen und Körperqualitäten nachzustellen, und es spielte keine Rolle, ob Karl, ihr Gatte, zufällig anwesend war oder nicht. Fotos von Karl wiederum hätten in Lexika neben der Erklärung zum Wort »unscheinbar« gepasst. Wann immer Clemens die beiden getroffen hatte, fiel es ihm anschließend schwer, sich an irgendetwas zu erinnern, das Karl gesagt oder getan hatte, wie er ausgesehen hatte oder gekleidet gewesen war, und eigentlich war Clemens' Menschen- und Gesichtergedächtnis exzellent. Auf der Straße vor dem Büro hatte er Karl schon einige Male erst in letzter Sekunde erkannt. Der unscheinbare Mann war der Rahmen um Judith, er war derjenige, der ihr Bild begrenzte und stabilisierte, und in dieser Rolle schien er sich absolut zu genügen.

Er war Judith zögernd in die Dachgeschosswohnung gefolgt, eine sehr geräumige, aber auf kostspielige Art nüchtern eingerichtete 300-Quadratmeter-Festung in diesem – seiner Meinung nach – schönsten Teil Westberlins, einer bürgerlichen, friedlichen, echt hübschen und dennoch

zentralen Ecke der Stadt, gerade noch akzeptabel, wenn man einen ökosozialen Hintergrund hatte. Das hallengroße Wohnzimmer wurde von vier riesigen Sofas beherrscht, die um eine Gruppe von Couchtischen angeordnet waren, die nach Trödel und Patina aussahen, aber, wie Clemens wusste, erst vor zwei Jahre angefertigt worden waren. Auf den Sofas saßen die Gäste – insgesamt zwölf Leute, die überwiegend recht erwartungsvoll zu Clemens aufsahen, der eine Hand zum Gruß hob und »Hallo!« sagte, sich aber wegwünschte, möglichst in diesen Club in Mitte oder wenigstens in eine Gardinenkneipe im hinteren Kreuzberg. Aus den versteckten Highend-Boxen erklang weinerlicher Siebzigerjahre-Folk, und auf den Tischen blubberten vier Fonduesets vor sich hin. Es roch so intensiv wie kurz vor Feierabend in einer Käserei. Clemens fand all diese nur zu Silvester praktizierten, geselligen Miteinander-Futter-Zubereitungs-Varianten wie Raclette oder Fondue fast so schrecklich wie Tierorgane im Essen, doch er beschloss in diesem Moment, seinen Gastgebern gegenüber so zu tun, als wäre das hier die Verwirklichung eines Traums. Und er setzte ein strahlendes Lächeln auf.

Er hatte zudem jemanden entdeckt.

Leider gelang es ihm nicht, in ihrer Nähe einen Platz zu finden, aber er schaffte es, sie während der folgenden zweieinhalb Stunden unauffällig zu beobachten und zwei, drei Mal ein paar Worte mit ihr zu wechseln. Die junge

Frau, die seine Aufmerksamkeit erregte, hatte zu denjenigen gehört, die ihn *nicht* wie einen lange vermissten Angehörigen begrüßt hatten, und auch später war sie eher damit befasst, ironisch-schmunzelnd das Interieur der Wohnung zu betrachten (etwa diese eigenartige Fruchtbarkeitsstatue aus dunklem Holz, die auf dem Kamin stand, oder die schreckliche naive Malerei an der Fensterwand, die Karl zu verantworten hatte), als sich aktiv am vor sich hin mäandernden Geschehen zu beteiligen, das aus dem Einstippen von Weißbrot in Käsetunke, viel Rotwein, dem Austausch von politischen und kulturellen Allgemeinplätzen und einer erschütternden Musikauswahl – Punk, Folk, Schlager – bestand. Sie reagierte jedoch überaus höflich und freundlich, wenn sie angesprochen wurde, schenkte jedem, der sich mit ihr unterhielt, volle Aufmerksamkeit und vermittelte das Gefühl, erfreut, nachgerade begeistert von *ausgerechnet genau diesem Gespräch* zu sein. Clemens ertappte sie allerdings dabei, wie sie, wenn das Gegenüber wieder wegschaute, die Augen verdrehte, die Stirn runzelte oder ein fassungsloses Kopfschütteln andeutete. Als sie das zum ersten Mal tat, musste er lachen. Sie sah ihn in diesem Augenblick an und verstand sein Lachen offenbar, denn sie lächelte nickend und deutete ein entschuldigendes Schulterzucken an, das er mit der gleichen Geste beantwortete. Dabei versuchte er, so nett dreinzuschauen, wie ihm möglich war, aber

Clemens' Fähigkeiten waren in dieser Hinsicht begrenzt. Wenn jemand ein Foto von ihm zu machen versuchte, auf dem er lächelte und entspannt aussah, dann gelang das nur, wenn Clemens nicht wusste, dass er fotografiert wurde. Auf allen Fotos, bei denen diese Voraussetzung nicht erfüllt gewesen war, zog er die grausigsten Grimassen – anders war das seltsamerweise nur, wenn er gerade Publikum hatte.

Die Frau, deren Namen er noch nicht kannte – Judiths Vorstoß, sich zuerst mit Kennenlernspielen zu befassen, hatte keine Mehrheit gefunden –, war ungefähr in seinem Alter, schätzte er, aber ihrer Aussprache zufolge war sie keine gebürtige Berlinerin. Er tippte auf den nördlichen Raum. Sie war dunkelhaarig, grünäugig – *extrem* grünäugig –, schmal, fast filigran, jedoch sportlich und wirkte sehr gepflegt. Jede ihrer eher sparsamen, eleganten Bewegungen verwies auf ein überdurchschnittlich gutes Körpergefühl. Wenn sie angesprochen wurde, war sie schlagartig präsent, aber wenn sie sich langweilte, und das geschah im Verlauf dieses Abends häufiger, ging sie vollständig auf Stand-by. Bis eine Stunde vor Mitternacht hatte er immer noch nicht herausgefunden, wie sie hieß und in welchem Verhältnis sie zu Judith und Karl stand, dafür wusste er das fast vom gesamten Rest der sehr langweiligen und vollständig partyuntauglichen Gesellschaft. Er war sich allerdings sicher, dass die Frau

nach dem Jahreswechsel diese Fete so schnell, wie es die Höflichkeit zuließ, verlassen würde. Clemens würde natürlich bleiben, weil alles andere eine Enttäuschung der Gastgeber zur Folge hätte.

Um kurz nach elf erhob sich Karl. Seine Stimme war wie er selbst – wie ein gleichmäßiges, leises Pfeifgeräusch, das eine Maschine im Dauerbetrieb verursachte, ohne deutliche Betonung und einlullend. Aber er sprach einfach drauflos, und da er das selten tat, kompensierte das den ermüdenden Effekt manchmal.

»Wir alle haben uns auch Gedanken über *Why-Two-Kay* gemacht«, erklärte er fast feierlich. Einige Gäste sahen sich fragend an, einige nickten, als hätten sie darauf schon gewartet. »Über den Millennium-Bug. Abstürzende Computer überall, explodierende Kraftwerke, außer Kontrolle geratene Technik, implodierende Aktienkurse. Niemand weiß, was um Mitternacht genau geschehen wird.« Er hatte versucht, das Wort »niemand« zu betonen, aber stattdessen lediglich noch piepsiger gesprochen.

Judith schenkte Biosekt ein. Ein paar Gäste standen auf, aber alle lauschten gebannt auf das, was der opake Gastgeber zu erzählen hatte.

»Wir möchte euch deshalb anbieten, gemeinsam mit uns unseren Schutzraum zu nutzen.« Bei diesen Worten breitete er die Arme aus, wollte wohl wie ein Guru wirken, der seine Jünger empfing, aber eigentlich sah er nur wie

ein erwachsener Albatros aus, der immer noch nicht fliegen gelernt hatte und um Starthilfe bat. »Wir haben in der Mitte der Wohnung einen befestigten Raum, der eine eigene Luftversorgung hat und abgeschirmt ist, der wie ein Faradayscher Käfig wirkt und uns im Notfall für einige Stunden sicheren Unterschlupf bieten würde. Wir können den Jahreswechsel dort verbringen und abwarten, was geschieht.«

Clemens war erst verblüfft, wollte dann laut loslachen, was er sich jedoch verkniff, da zu seiner Überraschung niemand sonst lachte und er sich nicht lächerlich machen wollte. Aber er zog sein Mobiltelefon aus der Hosentasche, ein Siemens S25, das modernste Gerät, das es gab – mit Farbdisplay, Softmodem und Dual-Band-GSM. Doch er hatte es nicht herausgeholt, um damit anzugeben, sondern klickerte eine Kurznachricht herbei. Dann hielt er das Telefon hoch.

»Bei allem Respekt, meine lieben Freunde«, sagte er laut auf Bayerisch und mit der Stimme von Franz Josef Strauß, dem legendären bayerischen Ministerpräsidenten und konservativen Hardliner. Das gewährleistete ihm in diesem Umfeld die sofortige Aufmerksamkeit. Die Runde war schlagartig still, wobei ihn Judith und Karl anstarrten, als hätte er gerade ein Menschenopfer gebracht. Die Stimme von Strauß in *diesen* Räumen, wie konnte man nur! Aber Clemens fühlte sich sicherer, wenn er sein parodistisches

Talent nutzte, und außerdem war ihm nicht entgangen, dass die grünäugige Frau strahlte und ihn aufmerksam beobachtete. »Ich habe einen Freund in Japan, er heißt Hiro«, fuhr er fort, allmählich zu seiner richtigen Stimme wechselnd. »Dort wurde vor über sieben Stunden der Jahreswechsel begangen. Hier, schaut. Hiro hat mir vor fünf Stunden eine Kurznachricht geschickt. Er grüßt von einer fröhlichen Party.«

»Eine Kurznachricht?«, fragte Ursula, die Steuerberaterin.

»Eine SMS«, sagte der Mann, der neben Judith saß – Uve, der im Umland mehrere Höfe hatte und MBF mit Rindfleisch belieferte. »Er hat gesimst.«

»Na ja«, sagte Clemens und legte den Kopf schief. »SMS bedeutet *Short Message Service*, also Kurznachrichtensystem. Man verschickt aber nicht ein ganzes System, sondern nur einzelne Nachrichten. Er hätte also höchstens eine Short Message, also eine SM schicken können.«

Die grünäugige Frau lachte herzlich, was Clemens kurz irritierte, bis er zu verstehen glaubte, worüber sie lachte. Judith sagte: »Unser Programmierer ist manchmal ein bisschen pedantisch«, wobei sie grinste, und einige Gäste kicherten. Clemens verzog das Gesicht. Er war kein armseliger Programmierer, sondern ein Systementwickler.

Und er war ganz sicher nicht pedantisch. Und er war auch nicht *ihr* Programmierer.

»Japan ist ein hoch technisiertes Land«, fuhr er fort.
»Und was ist passiert?« Er pausierte kurz, aber alle starrten ihn nur schweigend an. »Alle Kraftwerke laufen noch, es gibt keine Katastrophen und keine Ausfälle. Sogar das Kurznachrichtensystem funktioniert nach wie vor.« Die Frau zwinkerte ihm zu, und jetzt war er sicher, dass sie auf seiner Seite war, sich möglicherweise sogar für ihn interessierte, was ihn in leichte Euphorie versetzte. »Wenn wirklich Software von der Problematik betroffen sein sollte, dann nur in sehr kleinem Maßstab. Branchenlösungen, die aus den Achtzigern stammen, so etwas. Wenn es etwas zu befürchten gäbe, dann hätten wir aus den Ländern, in denen der Jahreswechsel bereits stattgefunden hat, davon gehört.« Er wies zum Rückprojektions-Großbildfernseher, der stumm geschaltet in einer Ecke lief und Bilder vom Brandenburger Tor in Berlin zeigte, wo sich beinahe eine halbe Million Menschen versammelt hatten. »Aber dann wäre auch diese Sendung da längst unterbrochen worden.«

Judith räusperte sich und lächelte wie eine Lehrerin, die einem Kind zugehört hatte, das sich soeben bei einem Vortrag *besonders viel Mühe* gegeben, aber das Thema leider verfehlt hatte. »Danke für deine Anmerkungen, lieber Clemens«, sagte sie. »Wir alle wissen das zu schätzen.« Einige der anderen Gäste nickten,

möglicherweise hielten sie das für einen besonderen Partygag, der ihnen gerade von Clemens versalzen wurde.

Er wollte etwas antworten, seine Ausführungen untermauern, fing aber den Blick der hinreißenden jungen Frau auf, die ihn fest mit ihren grünen Augen ansah und mimisch »Nein, das lohnt sich nicht« formulierte. Er spürte ein starkes Kribbeln. Dieses schimmernde, intensive Augengrün ließ ihn an eine leere Weinflasche denken, die auf einem Fensterbrett stand und von hinten von der Sonne angestrahlt wurde. Er verspürte den völlig irrationalen, aber starken Wunsch, mit dieser Frau ab sofort sein Leben zu verbringen, doch er ahnte gleichzeitig, dass ihn die Erfüllung dieses Wunsches in permanente Eifersucht versetzen würde. Unvorstellbar, von ihr nicht fasziniert zu sein, fand er. Sie war, wie er in diesem Augenblick meinte, die mit Abstand interessanteste Frau, die er je getroffen hatte, und inmitten dieser merkwürdigen Silvestergesellschaft war sie wie ein mehrkarätiger Edelstein auf einer selbst gestrickten Pudelmütze.

»Wer nicht mit in den Schutzraum möchte, kann gerne hier sitzen bleiben, die Aussicht genießen und auf uns warten«, sagte Karl, wobei er zu den riesigen Dachfenstern zeigte, die in zwei halbkreisförmigen Gauben einen atemberaubenden Blick auf die Teile der Stadt zuließen, die noch aus dem Nebel der vielen verfrüht gezündeten Feuerwerkskörper ragten. Clemens sah die anderen an, die

sich wiederum gegenseitig ansahen. Judith nahm ihr Glas und ging vor. »Folgt mir«, sagte sie. Und zu Clemens' großer Verblüffung folgten ihr *alle*, trotteten dem Paar hinterher, als gäbe es keine andere Wahl. Nur er selbst und die grünäugige Frau blieben. Im Durchgang zum Flur drehte sich Karl zu ihnen um. »Habt ihr keine Angst?«, fragte er stirnrunzelnd. Er schien ehrlich besorgt zu sein, weshalb Clemens augenblicklich den Wunsch verspürte, doch noch aufzustehen und sich mit ihm, Judith und den elf anderen Gestalten in diesen wirklich bescheuerten Schutzraum zu pferchen, damit sich Karl keine Sorgen mehr um ihn machte, aber dann fing er abermals den Blick der Frau auf, die lächelnd in Richtung des Gastgebers mit dem Kopf schüttelte. »Uns wird schon nichts passieren, lieber Karl«, sagte sie. »Und danke für das Angebot. Ich bin absolut sicher, dass es nichts zu befürchten gibt.« Sie wandte sich an Clemens. »Oder?« Clemens konnte nur nicken, also zuckte Karl die Schultern und ging davon. Ein paar Sekunden später kehrte er zurück und starrte die beiden an. »Wirklich nicht?«, fragte er.

Sie schüttelten synchron die Köpfe.

Karl nickte und war schon im Begriff, sich wieder abzuwenden, aber dann sagte er lächelnd: »Ihr seid einzeln schon der Hammer, aber so nebeneinander, alle beide ... großer Gott.« Dabei strich er sich mit der flachen Hand

durchs schütterte Haar, zwinkerte mit einem Auge und zockelte in Richtung Schutzraum davon.

»Ein Schutzraum, im sechsten Stock«, sagte sie, als der Gastgeber verschwunden war. »Unglaublich.« Sie nahm ihr Weinglas vom Tisch, dann fiel ihr offenbar etwas ein, und sie stellte es wieder ab. »Ich bin übrigens Marie.« Sie hielt ihm eine schlanke, perfekt manikürte und äußerst schöne Hand entgegen.

»Clemens.« Er schüttelte die Hand und musste sich zwingen, sie wieder loszulassen. Dann prosteten sie sich zu, was sich gut anfühlte, aber er hatte trotzdem leichte Gewissensbisse, weil er nicht mitgegangen war.

»Willst du doch noch hinterher?«, fragte sie schmunzelnd.

»Nein, natürlich nicht. Aber ich bin sehr ungerne unhöflich.«

»Wenn Höflichkeit zur Dummheit wird, ist es okay, unhöflich zu sein.« Sie lehnte sich auf dem Sofa zurück und schlug die Beine übereinander. Dabei musterte sie Clemens, der sich zwingen musste, die Beine nicht anzustarren. »Du siehst nicht wie die Leute aus, mit denen sich Judith und Karl normalerweise umgeben.«

»Du auch nicht«, sagte er und freute sich unbändig über das Kompliment. »Woher kennst du sie?«

Sie seufzte. »Wir sind im gleichen Kreisverband, und ich will bald für das Abgeordnetenhaus kandidieren. Die beiden unterstützen mich.«

»Welche Partei?«

»Im Ernst?«

Clemens nickte.

»Die *Pfundis*, natürlich«, erklärte sie, beinahe feierlich. »Ich bin dort engagiert, weil ich Umweltschutz für das wichtigste Thema der Gegenwart halte, und Judith und Karl ...«

»Profitieren auch von der Partei und von dir«, beendete er den Satz. Marie nickte und sah auf die Uhr.

»Und was machen wir beiden Schönen jetzt?«, fragte sie, aber es war eigentlich eine Feststellung. »Es sind noch fast vierzig Minuten bis Mitternacht, und wie ich die Bagage einschätze, kommen die frühestens um eins wieder aus ihrem Kabuff. Willst du so lange hier sitzen bleiben? Und anschließend weiter klebriges Käsefondue mampfen?« Sie beugte sich über einen Topf; Karl hatte natürlich alle Brenner gelöscht. »Es hat schon eine *Haut*.«

Wenn ich dich dabei anschauen darf, esse ich sogar davon, dachte Clemens. Er wiegte den Kopf hin und her; das konnte er gut, solche diffusen Gesten. Je nachdem ging das als Kopfschütteln oder Nicken durch. »Wir können doch nicht einfach von der Party verschwinden«, sagte er zögerlich, aber er nahm an, dass ihn sein Grinsen verriet.

»Welche Party?« Marie zog eine Augenbraue hoch.

»Stimmt auch wieder.«

»Ein paar Straßen weiter, keine zwei Minuten von hier, gibt es ein kleines italienisches Restaurant.« Sie stellte ihr Weinglas ab und stand auf. »Da findet eine private Silvesterfeier statt, zu der ich eingeladen bin. Hast du Lust auf Pasta und Prosecco statt Biosekt, Schlager und Schutzraum?« Marie beugte sich zu ihm herunter. »Ich möchte ungerne alleine gehen.« Sie zwinkerte. »Und ich könnte es mir nicht verzeihen, dich hier sitzen zu lassen.«

Clemens' Ohrläppchen fingen Feuer.

Obwohl die einzigen Geräusche von der Stereoanlage und vom nur leicht schallgedämpften Feuerwerk draußen kamen, schlichen sie durch den Flur und in die geräumige Diele, wo sie erst nach ihren Klamotten suchen mussten. Clemens zog die Tür vorsichtig hinter ihnen ins Schloss und hatte dabei Gewissensbisse. Er wusste, dass es keineswegs unhöflich war, wegzugehen, denn schließlich hatte man sie beide alleine gelassen, aber so war er nun einmal gestrickt. Doch das war schnell wieder vergessen.

Wie kleine Kinder sprangen sie laut polternd ab dem fünften Stockwerk die Treppen hinunter, und als sie schließlich die große Altbautür hinter sich ins Schloss fallen hörten, mussten beide lachen.

»Nicht zu fassen«, sagte sie. »Flucht von einer Millenniumsparty.«

»Ich war schon auf besseren bei weniger spektakulären Jahreszahlen.« Er kam sich ein wenig schäbig vor, als er das sagte.

»Aber hallo. Komm!« Marie nahm seine Hand und zog ihn zu einem roten Smart, der ein paar Meter weiter am Straßenrand geparkt war. Wenige Minuten später stellte sie das Auto vor einem Restaurant ab, das *Paolo* hieß. Es war ein kleiner Eckladen, der bescheiden und gemütlich aussah. Der Schriftzug über der Tür wirkte gleichzeitig zurückhaltend und einladend.

»Warst du hier schon?«, fragte er.

Marie schüttelte den Kopf. »Sieht nett aus«, sagte sie, ohne ihn dabei anzusehen.

Bevor sie das kleine Restaurant betraten, aus dem Musik und Gelächter zu hören war, atmete Clemens tief durch. Es roch nach Schwefel und Regen, die neblige Luft war erfüllt vom Pochen der überall explodierenden Knallkörper, und zum ersten Mal an diesem Tag hatte er tatsächlich das Gefühl, dass dies ein besonderer Tag werden könnte.

Es war turbulent und voll im Gastraum, es duftete nach Essen, Kerzen, Rauch, Alkohol und zu vielen Menschen. Aber Clemens fühlte sich sofort deutlich wohler als in der nüchternen Dachwohnung zwischen den paranoiden

Biokäsefondueessern. Marie zog ihn an der Hand zum Tresen, hinter dem drei gut gelaunte Kellner hin und her wuselten, und nur Sekunden später stießen sie mit Prosecco an. Dann scharten sich mehrere Gäste um Marie, offenbar Jurastudenten kurz vor dem Staatsexamen, wie sie selbst, und während Clemens am Getränk nippte und die entspannte Atmosphäre aufnahm, spürte er leichte Eifersuchtsstiche. Die jungen Männer buhlten um Maries Aufmerksamkeit, aber Marie erweckte den Eindruck, das nicht einmal zu bemerken.

Minuten später begann der Countdown, das Geschrei um Mitternacht war groß, und sie fielen sich allesamt um den Hals. Nicht wenige versuchten, von Marie geküsst zu werden, während Clemens seinerseits zwei, drei Frauen freundlich, aber bestimmt abwehren musste, die aus ihren Neujahrsglückwünschen etwas mehr zu machen versuchten, mit Zungeneinsatz und Händen an seinen Oberschenkeln. Dann verlor er Marie aus den Augen, es waren doch viel mehr Menschen in dem kleinen Restaurant, als er zuerst vermutet hatte, und zu seiner Enttäuschung wurde er von der Menge nach draußen geschoben, wo man versuchte, etwas vom Feuerwerk am Brandenburger Tor zu sehen, aber eigentlich nur in einen mit Lichtflecken gesprenkelten, kompakten Nebel glotzte, der kaum Sicht bis zur anderen Straßenseite erlaubte. Es war der lauteste Nebel, den Clemens je erlebt hatte. Und